

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Ritzel, Jörg: Der Echobläser von St. Goarshausen. Ein Musikantenstückchen
vom Rhein

urn:nbn:de:bsz:31-62031

des Traumbild liegt es vor den Blicken dieser Sehnsüchtigen! Die Dome von Köln, Mainz, Speyer, Worms und das Freiburger Münster ragen am Horizont empor und bezeichnen das Ziel der heißen Wünsche des Saarvolks: Deutsch bis zum Grab Mägdelein und Knab, und deutsch das Lied und deutsch das Wort, und deutsch der Berge schwarzer Hort! — Was für ein schönes und merkwürdiges Bauwerk ist aber dieses, das sich links im Vordergrund erhebt? Nun, die Freunde im Saargebiet werden erkennen, daß es der alte Turm zu Mettnach ist, die ehemalige Grabkapelle des heiligen Lutwin, der das dortige Kloster gründete und im Jahre 713 starb.

Diese kurz vor 1000 erbaute romanische Kapelle ist das früheste erhaltene Denkmal kirchlichen Kunstschaffens im Saargebiet. Im Mittelgrund des Bildes sieht man eine der eigenartigen Schleifen, die die Saar auf ihrem Weg zur Mosel durchfließt. Dieses schöne Land mit seiner echt deutschen Bevölkerung wird nun bald die Heimkehr ins Reich feiern! Als Erinnerungsblatt an das Jahr der Saar-Entscheidung wird diese Kalenderbeilage dem Leser und seinen Kindern auch späterhin noch wertvoll sein, wenn es endgültig heißt: Deutsch die Saar!

Die Abstimmung ist nunmehr endgültig auf den 13. Januar 1935 festgesetzt worden.



Der Echobläser von St. Goarshausen
 Ein Musikantenstücklein vom Rhein
 von Jörg Kitzel

Auch Echobläsern erblühen in ihrem Leben manchmal Stunden, da ihnen die Fee, die sie mit ihrem Horn aus dem Berge lockt, Gold in die Mütze wirft. Aber Musikantengold ist flüchtig, und das Echo ist eine spottlüchtige Jungfrau, woraus dann die Konflikte entstehen, wie sie der selige Echobläser von St. Goarshausen erleben mußte.

Der Echomatthes hieß er im Volksmund, der Brave, der an lauen Sommerabenden, wenn der Mond im Rhein badet und die Sterne mit den Wolken Räuber und Schandarm spielen, am St. Goarshäuser Ufergeländer stand und sein Horn gegen den gegenüberliegenden St. Goarer Wadenberg zückte. Denn keine Trompete war es, die er handhabte, son-

dern ein altes braves Klapphorn, das noch keine Ventile, sondern nur ein paar ledergepolsterte Klappen und infolge dessen auch nur eine beschränkte Tonkala besaß. Halbe Töne hatte es überhaupt nicht. Brauchte der Matthes einen halben Ton, so blies er einfach den nächsthöheren, woraus oft ein Tongemälde entstand, bei dem die Lorelen sich die Ohren zuhielt und die Fische im Rhein entsezt davonflohen.

Das brave Horn hätte gern Besseres geleistet, aber es konnte nicht. Denn zu dem Fehlen der Halbtöne kam noch eine andere Dissonanzquelle hinzu: das Horn wies heftige Beulen auf. Matthes behauptete, die kämen von der Allgewalt der Musik, aber das brave Klapphorn wußte es besser. Es hatte nicht umsonst immer gestöhnt, wenn der Matthes in herbsteschwangeren Nächten nach seinen Penaten wankte — er wohnte in dem eine halbe Stunde unterhalb St. Goarshausen gelegenen Dörfchen Wellmich — und auf dem Wege manchmal über einen hinterlistigen Stein stolperte und auf das Horn zu liegen kam. Daß man da im Laufe von dreißig Jahren Beulen bekam und beim Hineinblasen Schreie von sich gab, war wohl zu verstehen.

Da aber nicht nur Musikantenfehlen, sondern auch Klapphorngriffe leicht trocken werden, so pflegte der Matthes, bevor er sein Konzert begann, ernst und feierlich

die Böschung hinunterzuschreiten, das Horn wie zur Beschwörung in den Strom zu tauchen und den Vater Rhein hindurchlaufen zu lassen. Es war die Ouvertüre des Abends, die ihre Wirkung auf die Zuschauer niemals verfehlte.

Und dann kamen die wunderbaren Weisen, mit denen er das Echo drüben aus seinem Versteck lockte. Meistens waren es ältere Opernarien, die er von sich gab, die Melodie in kleine Stücke zerhackt, dann wartend, bis das Echo geantwortet hatte, um endlich — nach öfterem Verschmausen — zum Finale zu gelangen.

Sein Lieblingsthema war der „Fra Diavolo“. Wenn er diesen italienischen Räuberhauptmann beschwor, dann schnitt der Vater Rhein, im Gedanken an den Schinderhannes, gar seltsame Grimassen. Die Zuhörer aber an beiden Ufern wiegten sich wohligh in den Hüften und summten mit.

Aber auch der göttlich beschwingte Mozart hatte es ihm angetan. Denn der Matthes war in seinen jüngeren Jahren ein gar flotter Kumpan, dessen rheinfröhliches Herz leicht Junken fing. Und so konnte man es begreiflich finden, wenn er auch in seinen alten Tagen, da er längst beweibt war und Gott Bacchus ihm näherstand als die wankelmütige Venus, seinen Erinnerungen Lust machte und das Echo fragte:

„Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt, Sprecht, ist das Liebe, was hier so brennt?“

Aber das Echo gab ihm keine Aufklärung, sondern wiederholte nur die Frage, die er stellte, so daß es am Schlusse immer wieder Gott Bacchus war, zu dem er flüchtete, wenn es ihn „so brannte“.

So floß sein Leben dahin, zwar melodienreich, aber karg und glanzlos; denn die Trinkgelder, die er einheimste, waren, den Zeiten angemessen, nur sehr bescheiden. Bis dann der große Tag kam, da das nekische Echo ihm, wie im Märchen, blanke Taler in die Tasche regnen ließ.

Es war nach dem Kriege von 1866. Nassau war preußisch geworden. König Wilhelm, auf einer Fahrt nach Bad Ems begriffen, ließ, verlockt von der in Sonnengold getauchten wunderbaren Landschaft,

den Hofzug in St. Goarshausen halten, und saß bald darauf, in Begleitung seines Sohnes, des Kronprinzen Fritz, der Generale Steinmeß, Vogel von Falckenstein und anderer Heerführer des Krieges, zu denen sich der Amtmann des Ortes gesellt hatte, im Adlergarten am Rhein.

Dem König, der ein großes Interesse bezeugte, die heimischen Gewächse kennen zu lernen, wurde im Namen der Stadt ein Ehrenhumpen 1857er St. Goarshäuser Edel kredenzt, der aus dem Adlerteller stammte. Der König nahm den Humpen aus der Hand des scheelen Kellermeisters Gilles entgegen, schlürfte daran, schmalzte mit der Zunge und sagte: „Sapristi! Ein seiner Tropfen! So einer ist wohl nur einmal gewachsen?“ Da glupschte ihn der scheele Kellermeister etwas jüdüstlich an, verzog das Maul von einem Ohr zum andern und meinte: „De do is noch gar niz, Majestät! Im Keller hawwe mer noch en viel bessern!“

Der alte Wilhelm war von der Ehrlichkeit des rheinischen Bacchusknechts etwas betroffen. Als er aber die vergnügten Gesichter der Umstehenden sah, da konnte er nicht anders, er fing herzlich an zu lachen, und die ordengeschmückte Corona um ihn lachte pflichtschuldigst mit. Nur der Adlertwirt verspürte ein heftiges Bauchgrimmen.

Nach diesem erhebenden Luftakt begann man zu speisen. Es gab köstlichen Rheinsalm, der vor einer Stunde an der Loreley vom Fischer Greiff gefangen worden war, und der dem König vortrefflich mundete.

Der Wein perlte in den Gläsern und draußen rauschte der Rhein. Raß und Rheinfels grühten von ihren grünen Bergkuppen, und von der Loreley wallte ein silberblauer Duftschleier über den Strom. Und da der König, angenehm berührt von der freundlichen Aufnahme, die er in dem annectierten Ländchen gefunden, der besten Laune war, und die rote Abendsonne so recht wohligh durch die Weinblätter funkelte, die das Gartenhaus überdachten, so griff bald eine fröhliche Stimmung Platz.

Plötzlich horchte der König auf. Vom Rhein her tönte ein Horn und weckte das

Echo, das voll und weich über die rauschen-
Wasser glitt:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . .“
„Sehr stimmungsvoll!“ sagte er und
schlürfte behaglich an seinem Glas.

Als nächste Nummer erschien der Geist
des Fra Diavolo. Ha! wie kühn und ver-
wegen jetzt das Horn klang:

„Auf seinem Hute, seht,
Die rote Feder blutig weht,
Im dunkeln Mantel eingehüllt
Blicket sein Auge wild,
Bebet! wenn durch die Klüfte schallt,
Das Echo widerhallt:
Diavolo! Diavolo! Diavolo!“

Der König sagte nichts. Einige der
Herren lächelten. Der Amtmann von St.
Goarshausen rutschte unruhig auf seinem
Stuhl hin und her. Es war ihm, als hätte
er einen Igel verschluckt. Der Preußen-
könig — allerdings, er hatte das Nassauer
Ländchen geschluckt, aber immerhin — ein
Räuberhauptmann mit roter Feder auf
dem Hut — nein, das ging zu weit. Das
war unangenehm — sehr unangenehm.
Wer weiß, was daraus entstand? Er
würde dem Matthes, dem Lappes, morgen
gehörig den Kopf waschen!

Der aber hatte wieder seine Gefühls-
walze hervorgeholt und richtete jetzt an
das Echo die gewohnte Frage:

„Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt,
Sprecht, ist das Liebe, was hier so brennt?“

Der König war still und nachdenklich
geworden. Er hatte den Krieg vergessen.
Seine Gedanken schweiften zurück zu dem
Tag, da er das Lied zum erstenmal gehört
— es war in der Berliner Oper . . .
Dachte er an Elisa von Radziwill, das an-
mutige Mädel, der er sein junges Herz ge-
schenkt? Dachte er an eine andere? . . .
Es war lange her . . . Die Jugend . . .
Er schaute traumverloren ins Glas . . .

„Das Echoblasen stimmt ihn immer sen-
timental“, flüsterte der Kronprinz Vogel
von Falkenstein zu. „Der Kerl sollte mal
was anderes blasen!“

Und als ob der Matthes es gehört hätte,
stellte er sein Register um, und breit und
mächtig entströmte es dem verbeulten
Horn:

„Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands . . .“

Das Echo konnte kaum noch mit, so
forsch und pausenlos hatte der Matthes ins
Blech gestoßen, ungeachtet einiger Quietsch-
töne (die bei der „hohen Wonnegang“
unterliefen).

„Nicht ganz schladenfrei, aber die Ab-
sicht ist löblich“, meinte der König und
lächelte.

Aber dann blies der Matthes ein Lied,
das schien der alte Wilhelm nicht zu ken-
nen. Seine Begleiter stießen sich in ver-
haltener Heiterkeit leise an. Wie kam der
Echobläser zu diesem Lied? Sie schauten
den König etwas vorsichtig an. Der aber
blieb gleichmäßig heiter. Kein Zweifel, er
kannte das Ding nicht.

Der Kronprinz steckte die Nase ins
Glas, um nicht loszupusten. Aber dann
konnte er nicht mehr — er platzte in helles
Lachen aus. Und die anderen hielten sich
die Taschentücher vor den Mund.

„Was ist denn los, Fritz?“ frug der
König, plötzlich aufmerksam geworden.
„Ihr seid auf einmal so vergnügt, und ich
hab' keine Ahnung.“

„Ich weiß nicht, ob du — — Gibst du
Befehl, es zu sagen?“

„Befehl! Los also!“

Und der Kronprinz erzählte ihm
lachend, das Stück, das der Echobläser so-
eben kredenzte, sei ein altes Lied, das den
Text habe:

„Du bist der beste Bruder auch nicht!
Drum schere dich nach Haus!“

Es sei vielleicht nicht so gemeint, aber
nach dem Siegerkranz habe es doch gar zu
ulzig gewirkt.

Einen Augenblick war der Alte etwas
verduzt, aber dann stimmte er in die allge-
meine Heiterkeit mit ein und ließ den
Adlerwirt bitten, ihm den originellen
Hornschwinger mal vorzuführen.

Wenige Minuten später stand vor dem
begoßenen Matthes der Hoteldiener. „Sollst
gleich mal zum Keenig komme, Matthes!“

„Zum Keenig? . . . Vielleicht Trink-
geld?“

„Nää, es muß was andersich sein.“

Matthes verfärbte sich. „Ja, aber —
wa — was will er dann?“

„Weiß ich's? Wirst wohl was ausgefresse hawwe mit deiner Bloferei. Ich hab gesehen, wie se die Köpp zusammengesteckt hawwe. Aener hat schon mit dem Säbel gerasselt!“

Der Matthes sagte nichts mehr. Mochten sie ihn gleich an der Gartenmauer aufhängen — er war sich keiner Schuld bewußt.

Er nahm sein Horn, wischte das feuchte Mundstück ab, fuhr mit Rockärmel und Spucke ein paarmal über den Schallbecher, daß er blank wurde, strich über seine Bartkotelettes, zupfte Kappe und Tade zurecht, und wandte dann wie ein zum Herengericht Befehlener zum „Adler“ hin. Daß der tiefe Krakfuß, den er an Stelle des Hofknizes machte, nicht ganz vorchriftsmäßig ausfiel, daran war der blaue Ries schuld, mit dem der Garten bestreut war.

Und dann kam das Unerwartete. Der König empfing ihn sehr gnädig, lobte sein Spiel, betrachtete mit sichtlichem Vergnügen das alte verbeulte Horn, fragte auch nach seiner Familie, und ließ ihm am Schluß von seinem Adjutanten ein Trinkgeld von 10 Talern überreichen.

Matthes stand da wie Hans im Glück, als dieser den Goldklumpen in der Hand hielt. In der einen Hand hatte er sein Horn, in der anderen die 10 Taler. Die ganze Hand war voll davon. Er schielte mal herunter. Es waren lauter neugeprägte, blanke preußische Taler, die ihn gar lustig anblinkerten, als wollten sie ihm sagen: „Gell, soviel hast du von uns noch nicht zusammen gesehen?“

„Wissen Sie auch, was Sie zuletzt geblassen haben?“ fragte ihn der Kronprinz launig.

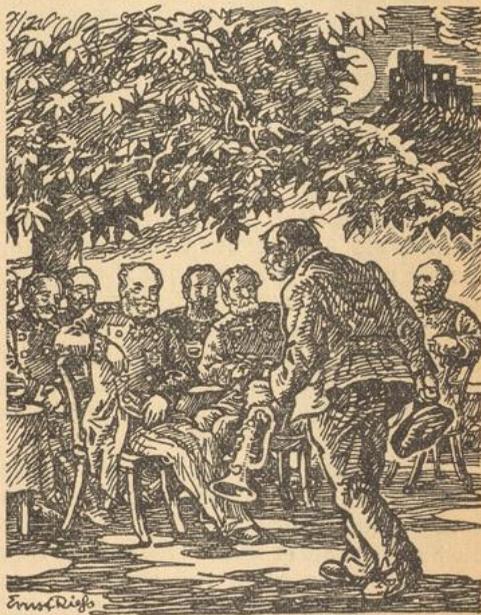
„Das hab ich immer geblosse, wenn der Herzog von Nassau vorbeigefahre is“, stotterte der Matthes.

Das gab neuen Grund zum Lachen. Und da die Herren hinter dem Beispiel ihres hohen Chefs nicht zurückstehen wollten, und nach dem siegreichen Krieg, und in der fröhlichen Zuversicht auf Deutschlands Aufstieg die Herzen weit und die Börsen Loder waren, auch der Rhein mit Gold ging, so war es nicht verwunderlich, daß der Matthes am Schluß seine 30 preußische

Taler in der Tasche hatte. Denn mit der Hand konnte er sie nicht alle fassen. So hatte man sie ihm der Einfachheit halber gleich in die Rocktasche geschoben.

* * *

Es war ein großer Tag im Leben des Matthes, ein Tag, an den er oft zurückdachte, aber nur im geheimen, denn sprechen durfte man ihm später nicht mehr da-



Der König empfing ihn sehr gnädig und lobte sein Spiel.

von. Daran war das Nachspiel schuld, das dieser Tag fand, und das sich zu einer wahren Tragikomödie gestaltet hatte. Und das kam so:

Wie es sich für einen zünftigen Musikanten gebührt, zumal wenn er plötzlich angehender Millionär geworden ist, so hatte auch der Matthes die Verpflichtung gefühlt, seinem Stand Ehre zu machen, indem er zunächst mal im „Adler“ selbst — in einer Hinterstube natürlich — einen auf die Lampe goß. Der Adlerwirt, erfreut über die durch den Königsbesuch seinem Haus zuteil gewordene Ehre und über die fröhliche Stimmung, die der Matthes den Gästen geliefert hatte, ließ es sich nicht nehmen, den gekrönten Künstler mit ein

paar guten Schoppen gebührend zu prämiieren.

Der Mond schaukelte bereits hoch über dem Rheinfels, als der Matthes sich anschickte, unter dem Geklimper der 30 Taler heimwärts zu traben. Da aber an dem Weg vom „Adler“ bis hinunter zu seinem heimatlichen Dorj an zwölf Wirtschaften stehen, also, wie der Volksmund sagt, der Herrgott zwölfmal den Arm herausstreckt, so hielt es der Matthes als guter Christ für seine Pflicht, der göttlichen Einladung zu folgen und den himmlischen Arm zwölfmal zu ergreifen, auf daß er ihn auf dem irdischen Weg, den er noch vor sich hatte, erleuchte und führe.

Aber der Teufel baut immer da seine Wolfsgruben, wo ein fromm Gemüt still seines Weges zieht. Die Wolfsgrube hatte diesmal die Gestalt des Chausseegrabens, der sich neben dem Wellmicher Weg hinzog und der mit Brennesseln, Quecken, Disteln und ähnlichem Teufelskraut bewachsen war. Zum Ueberfluß hatte es am Tage vorher geregnet, so daß sich ein Wasserlein durch den Graben schlängelte, das im Mondenschein gespenstisch blinkerte.

Und so kam es denn, daß der brave Matthes in diese Teufelsfalle geriet. Schuld daran waren neben der Tücke des Weins die 30 Taler, die er in der rechten Rodtasche trug und unter deren einseitiger Last er wie ein windschiefes Segel kreuz und quer lavierte, bis er plötzlich dem Graben zu nahe kam und kladatsch! — in die nassen Brennesseln plumpste.

Unter ihm lag sein treuer Schicksalsgenoß, das Klapphorn. Es hatte eine neue schwere Beule bekommen. Beim Fallen gab es noch einen wimmernden Ton von sich. Dann wurde es still — ganz still . . .

Sich zu erheben, vermochte der Matthes nicht mehr. Auch waren ihm schon auf dem Weg die Augenlider zugefallen, so daß er, da er sowieso gewohnt war, auf einer Strohmattre zu schlafen, die Brennesseln für seine Mattre hielt und selig und zufrieden einduselte . . .

Von einem Apfelbaum, der just über ihm stand, fiel ihm, vom Wind geschüttelt, von Zeit zu Zeit eine unreife Frucht auf den Kopf. Er träumte gerade, er läge in

einem weichen Daunenbett im königlichen Schloß zu Berlin und alle Herren und Damen des Hofes defilierten an ihm vorbei und machten ihren Knix und flüsterten: „Das ist der berühmte Matthes, der Freund des Königs!“ Und jedesmal, wenn ihm ein Apfel auf den Bauch plumpste, fühlte er, es war wieder ein Taler, den man ihm zuwarf — und lächelte selig.

So verging die Nacht und die Sonne blinzelte bereits über der Burg Maus und wusch ihre roten Backen im Rhein, als der Matthes im Halbschlaf plötzlich eine Stimme hörte — eine recht unanste Stimme —, die ihm Worte zurief, die so ganz anders waren als die Worte, die der König gestern zu ihm gesprochen . . .

Er klappte — wenn auch mit einiger Mühe — den rechten Augendeckel hoch und — fuhr entsezt zusammen. Vor ihm stand seine Alte, die noch am gleichen Abend von dem Talerlegen vernommen und, nachdem sie die ganze Nacht auf den Beglückten gewartet, sich am frühen Morgen auf den Weg gemacht hatte, um ihn zu suchen.

Und da lag er nun, der Märchenprinz, in die nassen Brennesseln verkrampft und schnarchte . . .

Das erste, was sie tat, war, daß sie ihm die Taschen visitierte, zuerst voll freudiger Erwartung, langsam und bedächtig, dann immer hastiger, immer aufgeregter, bis schließlich ihrer Kehle ein fürchtbarer Schrei entfuhr: Die Taschen des Matthes waren leer. Nicht ein einziger Taler war mehr darin.

Das eheliche Gewitter, das sich bei dieser Feststellung entlud und das den armen Matthes mit einem Wolkenbruch, von Hagelschloßen begleitet, überschüttete, ist schwer zu beschreiben. Es genügt zu sagen: die schönen blizeblanken Taler waren fort.

„Alles versoffen!“ zeterte die Alte. „Das schöne Geld!“

Mit einem Ruck war der Matthes auf den Beinen, hielt sein verquetschtes Horn in der Hand und schaute klörig und verständnislos sein Weib an. Wenn er auch zwei oder drei Taler vertrunken — aber dreißig? Unmöglich! Er wollte grob werden, wollte seiner Alten die Taler an den

Kopi
wer
sich doch fi
und Hoje
Taler war
Wie ein
heimweg
deren Re
niederfall
der Nacht
waren . .
Einige
daß in E
hliche Tal
vom Büch
das Schid
gespräche
und hoch
die Sacht
Kui
der Wand
polstert
geleitet
die sie
hatten.
aus dem
nicht ist
Taler
und weil
lassen, z
liches Ge
er hätte
Kleinod
Tüchtig
Der
ein pan
einer E
ruher,
währen,
Seite re
Der
sien Ge
wollig
hatten
es traf
berger
er weni
es doch
geben.
blanten
den Zi
solipes
entgehe

Kopf werfen, denn irgendwo mußten sie sich doch finden . . . Aber ob er auch Kopf und Hose um und umwendete — die 30 Taler waren verschwunden.

Wie ein deportierter Sträfling trat er den Heimweg an, eskortiert von seiner Alten, deren Redefloskeln weit härter auf ihn niederbollerten als die Äpfel, die ihm in der Nacht auf Kopf und Bauch geplumpft waren . . .

Einige Tage vergingen, da fiel es auf, daß in St. Goarshausen blitzblanke preußische Taler kursierten. Man hatte einen vom Bäcker, einen vom Metzger erhalten — das Schicksal des Matthes hatte sich herumgesprochen — man war stutzig geworden und forschte nach. Allmählich kam Licht in die Sache.

Auf der Herberge war's. Dort waren in der Nacht, da dem Matthes die Geschichte passiert war, zwei Handwerksburschen eingekehrt in Begleitung einer Tippelschidse, die sie auf der Wanderung aufgegabelt hatten. Sie hatten den Herbergsvater aus dem Schlaf geweckt, hatten ihm, als er nicht öffnen wollte, mit einer Handvoll Taler vor dem Gesicht herumgeklimpert und verlangten, als er sie endlich hereingelassen, zu essen und zu trinken. Ein fürstliches Souper sollte es sein. Das Beste, was er hätte, sollte er auffahren. Ob er keinen Rheinsalm hätte in Süßrahmbutter, oder Trüffelpasteten mit Steinberger Kabinett?

Der bucklige Herbergsvater hatte nur ein paar magere Handkäse im Hause und außer Schnaps nur einen billigen Rachenpuzer, in der hinteren Hasenbach gewachsen, wo die Trauben nur auf einer Seite reif werden.

Der Hinweis auf diese wenig lukullischen Genüsse brachte die Tippelschidse gewaltig in Harnisch, und ihre Caballeros hielten zur Bekräftigung auf den Tisch, daß es krachte. Wenn sie schon keinen Steinberger Kabinett haben könnten, dann solle er wenigstens Sekt besorgen. So was müsse es doch in dieser gottverlassenen Gegend geben. Und da sie ihr Ultimatum mit blanken Talern unterstrichen, die sie auf den Tisch schmissen, und der vertatterte Hospes sich die noblen Herrschaften nicht entgehen lassen wollte, auch sich über die

Herkunft der Silberfuchse weiter keinen Gewissensbissen hingab, so lief er mitten in der Nacht zu einem Hotelwirt, weckte ihn auf und ließ sich sechs Flaschen Sekt aushängen, damit die beiden Sonnenbrüder mit ihrer Melusine aufs Wohl des Chausseegrabenmillionärs trinken konnten.

Und so rollten die Taler des Matthes am nächsten Tage weiter, vom Hotelwirt zum Bäcker, vom Bäcker zum Metzger und



Und da lag er nun, der Märchenprinz und schnarchte.

von diesem zu anderen Empfängern. Und als man schließlich nach den Spitzbuben fahndete, da waren die lockeren Vögel längst über alle Berge. — —

Nach diesem betrüblichen Ausgang der Sache faßte die Matthesen einen heroischen Entschluß. Sie kaufte sich einen blütenweißen Briefbogen, dazu einen funkelnagelneuen Federhalter, in den sie eine funkelnagelneue Stahlfeder steckte, und dann schrieb sie:

„An des hochlöblichen Keenigs Majestät in Berlin!

Ich tu Ihne mit großer Bekümmerniß zu wissen, daß mein Mann, der Matthes, so sterngranatenvoll war, daß die Spitzbuwe ihm die 30 Dahler vom Echoblaße, wie die Volleul nachts im Schosseehgrabe gelege hat,

aus dem Säckel geholt habe. Ich hab gelernt und mei Kinner habe gesagt, es wär ein Schand. So scheene neie Dahler. Und ich wollt mir doch eine Sau dafür kaufe. Was ich nun nit kann, wenn der Herr Keenig mir nit hilft.

Womit ich verbleibe in Gedanken an die Sau Ihre in Ehrfurcht und Kummer tief versunkene

Frau Matthias R.“

Diesen Brief steckte sie in einen Umschlag, siegelte ihn gut zu und schickte ihn ab. —

Nach etwa drei Wochen trat der Landbriefträger Happ bei ihr ein und überreichte ihr mit feierlicher Miene einen mit dem königlichen Adler versehenen Brief, begleitet von zehn preukischen Talern.

Als sie nach längerem Zögern den Brief öffnete, las sie, von der Hand des königlichen Kabinettssekretärs geschrieben, Seine Majestät habe, in Würdigung, daß der Kausch des Echobläfers Matthias R. in vaterländischen Gründen zu suchen sei, geruht, das Trinkgeld von 10 Talern, das er ihm seinerzeit gegeben, zu wiederholen.

Die Matthesen machte ein Gesicht wie eine Geiß, der die Sonne auf die Nase blinzelt. Teils freute sie sich, teils wurmte es sie, daß man von königlicher Seite ihr nicht die vollen 30 Taler ersetzt habe. Nachdem ihr aber der Landbriefträger auseinandergesetzt hatte, daß der König ein sehr spar-

samer Herr sei, und daß man ihm nicht gut zumuten könne, bei allen Herren, die damals dabei waren, herumzulaufen und das Geld einzusammeln, da tat sie, in Erinnerung an die verhängnisvolle Nacht, einen tiefen Seufzer und steckte das Geld ein. Ging dann hin, kaufte sich eine halbsflügge Sau, päppelte sie groß und verspeiste später „Königswürste“ und „Wilhelmschinken“, wie sie die lederen Sachen nannte, die ihr das romanhafte Borstentier geliefert hatte.

Womit der häusliche Friede wieder hergestellt war.

Der brave Matthes hat dann noch lange Jahre mit dem verquetschten Horn das Echo im St. Goarer Wadenberg herausgefordert und oft noch des „Herrgotts Arm“ erfaßt, als Helfer in bedrängten Nächten, aber königliche Taler direkt aus höchster Schatulle sind ihm nicht mehr geworden.

Und als es nicht mehr ging mit dem Blasen, da ist er still und friedsam in die ewigen Nebgelände eingegangen, sitzt bei seinen Kollegen Mozart, Verdi und Auber, und wenn an lauen Sommerabenden der Mond im Rheine badet und die Sterne mit den Wolken Räuber und Schandarm spielen, dann schaut er herunter auf den Strom und horcht, ob sein Nachfolger das Horn ebenso meisterlich zu handhaben versteht wie einst er. Nur den Chausseeграben — den will er nicht mehr sehen.

Es geht um die Wurst!

Von Margarete Graf.

Raum hatte man am Ingeduldshofe die letzte Garbe ausgedroschen, so brannten in der Nacht Stall und Scheuer lichterloh. Die alte Stine Fruth, ein wunderliches Weibwesen, mutmaßte, daß dies eine gerechte Strafe des Himmels wäre, weil die Knechte bei einem aufziehenden Wintergewitter die Flegel wacker fortgeführt, anstatt, wie gebräuchlich, die geweihten Kerzen entzündet hatten. Der Bauer selbst meinte, es sei wohl dem dünstenden Feu zuzuschreiben, das eines nassen Sommers

wegen ungenügend ausgedörnt war. Vieleicht — man konnte nie wissen — war auch die boshafte Hand eines Neiders im Spiele gewesen. Im Nu stand das halbe Dorf um das lodernde Feuer versammelt. Aber wieviele Hilfsbereite sich auch herzu drängen mochten — was konnte der gute Wille allein ohne Wasser ausrichten? Der Frost hatte jäh und grimmig eingeschlagen, starrrt waren die schmalen Wasserläufe, auf denen sommers die Moorbauern ihre schwerbeladenen Torfkähne in tagelangen